



Christoph Buggert

Roman

Im vierten Zimmer der Zeit

Leseprobe aus dem Kapitel „SOMMERNACHT“.

Die private Nutzung ist entgeltfrei; jegliche Weitergabe ist untersagt.

Der Text ist urheberrechtlich geschützt; jegliche Vervielfältigung und/oder Weitergabe bedarf der vorherigen schriftlichen Zustimmung des Verlages.

Im vierten Zimmer der Zeit

11	Höhlenbilder
25	Revierkämpfe
40	Kreuzzug
53	Wartburg
82	Fahnenflucht
96	Schrei
118	Nebukadnezar
138	Teufelsfratzen
160	Kopfkristalle
181	Innenreise
201	Sommernacht
227	Zunge
254	Reisepläne

Sommernacht

Es lässt mir keine Ruhe, dass der Bruder meiner Mutter, der ganz alleine angetreten ist gegen die Liebesdürre einer Großstadt, dass dieser wütende, vom Leben ausgespuckte Mann (von dem mein Vater behauptete, er streue den Pollen Satans auf den Boden, wenn er nur sein Schnupftuch aus der Tasche ziehe) nun schon seit vielen Kapiteln in seinem Eckzimmer oben im ersten Stock des Pfarrhauses hockt. Gut, er hatte zu arbeiten an dem großen Racheplan, von dem noch die Rede sein wird. Er hat ja auch, einige Geschichten vorher habt ihr es gehört, Diakon Heinz zur Seite gestanden bei der Suche nach dem schnaubenden Glück. Und jeden Mittag kam er runter in die Esstischrunde, mochte mein Vater noch so laut schmatzen oder mit dem Geschirr klappern, aus Protest gegen seine Anwesenheit. Aber das ist einfach nicht genug für einen Rebell, der in den gleichen Nächten, in denen wenige Türen weiter die Schreiarie für die kommende Sonntagspredigt eingeübt wurde, in Büchern wie *DAS GERÄT DER SIEBTEN KAMMER* von Melchior von Heilbronn oder *ABARTIGE KÜSSE* von Dr. Friedrich Damaskow las. Und über dessen Bett das Foto eines ausgemergelten, nur mit Lendenschurz bekleideten indischen Fakirs hing, der lächelnd auf einem glühenden Kohlenteppich stand. *Ihm nach, mein Sohn!* hatte mein Großvater mütterlicherseits, der Tamilenmissionar, mit roter Tinte daruntergekritzelt.

Mit Hilfe eines leicht verbogenen Trommelsextanten, der sonst neben einem Buddha aus Speckstein und einem abgenutzten siamesischen Liebesgürtel auf der Deckplatte seines Bücherbords stand, mit Hilfe der Wetterbücher, die seit der Reformationszeit nahezu alle Vorgänger meines Vaters gewissenhaft geführt hatten, vor allem aber gestützt auf die Überzeugung, dass eine einzige vollblütige Idee sogar Logik und Natur in die Knie zwingt, war mein Onkel zu der Einsicht gelangt, dass in dem gleichen Sommer, in dem ich mit meiner Klasse die Reise ins Innere von Fräulein Dr. Stövesand unternahm, für unser Dorf eine zusätzliche Nacht herausspringen werde, die Nacht vom einunddreißigsten auf den zweiunddreißigsten Juli. Schon an den Frühlingsabenden suchte er daher häufiger als sonst die Gaststube im Adler auf, um auf Gründung eines Festkomitees zu dringen:

»Was auf uns zukommt«, versicherte er den misstrauisch an ihren Pfeifen nuckelnden Stammtischbrüdern, »das erlebt nur, wer's verdient, wer aufpasst und wer's kann. Und auch dem gelingt es höchstens einmal im Leben.«

Da die Zuhörenden immer noch schwiegen, senkte er die Stimme zu einem Zischeln, so dass die Bauern die Köpfe näher zusammenrücken mussten. Der Luft über dem Wirtshaustisch wurde es eng vor Tabakqualm und Bierdunst und Körperhitze. Wie Nebel stieg es den Leuten in die Nase, hinter die Stirn. Und plötzlich klang gar nicht mehr so merkwürdig, was der Bruder der Frau Pfarrer da zum Besten gab.

»Hin und wieder«, sagte mein Onkel, »ballt sich in den Dingen um uns herum eine überschüssige Kraft zusammen. Eine Art Ungeduld, die endlich ausprobieren will, was seitlich der Zeit passiert. Meistens allerdings verliert das Angebot sich wieder in den Hinterzimmern der Natur, ohne dass irgendjemand es wahrnimmt.«

»Und woran erkennt man es?« wollte Tankstellenbesitzer Perlick wissen.

»Voraussetzung ist ein Sommer, der die Kontrolle über seine Glut verliert. Er kocht und schwitzt und brütet, wie eine Hand mit sechs Fingern, wie der Stier mit den drei Hoden drüben auf dem Lehnerhof, eine eigentlich gar nicht vorgesehene Nacht aus.«

»Der nächste Sommer *wird* heiß«, bestätigte Bürgermeister Witt. »Die Maikäfer sind viel zu früh raus.«

»Na also!« sagte mein Onkel.

»Und solche Nächte gibt's dann überall?«

»Nach meinen Berechnungen ist nur unsere Region betroffen. Vielleicht noch drei, vier Nachbardörfer. Aber die können es ebenso gut verschlafen.«

»Und warum ausgerechnet wir?« fragte der junge Steinhofbauer.

»Warum nicht?« fragte Tischler Intemann.

»Eben!« murmelten einige.

Das Festkomitee war gegründet.

Mit zündenden Einfällen allerdings, wie man die Nacht gestalten sollte, haperte es zunächst. Von der Theke herüberrufend schlug der Adlerwirt ein mitternächtliches Platzkonzert der Freiwilligen Feuerwehr vor, mit anschließendem Fackelzug über Kappenweg und Kirchstraße; am Ufer des Haspelsees sollte dann, mit Hilfe der neuen Dieselpumpe und unter Verwendung aller vier Schläuche, ein von

unten erleuchteter Wasserdomb in die Nacht gestellt werden. Theo Intemann wollte den Gasthof umbenennen in *Crazy Horse*; über dem Eingang, meinte er, sollte eine rote Laterne angebracht werden, und hier in der Gaststube könnte ein *Verschärfter Gomorrhaball* über die Bretter gehen. Um nähere Erläuterung gebeten, brachte der Tischlermeister aber nur noch ein unzusammenhängendes Gestammel zustande, in dem die alles niederschwemmenden Hüften der Adlerwirtin eine Rolle spielten.

»Nana!« kam es von der Theke herüber.

Der Pürschelbauer hielt eine *Stafette der Generationen* für denkbar: Die Dorfbewohner müssten sich nächstens auf dem Sportplatz gegenüber dem Lehnerhof versammeln; beginnend mit den noch nicht schulpflichtigen Kindern, endend mit der buckligen Steinhofbäuerin würde dann ein eigens dafür zu drehender Stab wieder und wieder um das Fußballfeld getragen; zum Schluss sollte mein Onkel, als Tod verkleidet, das Gerät in Empfang nehmen und damit im Morgenduster des zweiunddreißigsten Juli verschwinden. Altbauer Besch schließlich, aber das war schon nicht mehr ganz ernst gemeint, erwog die Errichtung eines Rundzeltes, in dem er gegen Erhebung eines Unkostenbeitrags öffentlich mit seinen Nierensteinen knirschen wollte.

Ganz so leicht, sagte mein Onkel, dürfe man die Nacht vom *Einunddreißigsten* auf den *zweiunddreißigsten Juli* nicht nehmen. Was sich da auftun werde, das sei ein Spalt in der Zeit, durch den man hinübersteigen könne in die noch unerschaffenen Räume rechts und links von ihr ... So still war es plötzlich in der Gaststube, dass man von der Theke herüber den tropfenden Wasserhahn hörte. Unwillig drehten Tischler Intemann und der Pürschelbauer die Köpfe. Der Adlerwirt schob einen Lappen unter die undichte Öffnung ... Das bisher immer Danebengegangene werde in dieser Nacht machbar sein; das gar nicht mehr Erhoffte lasse sich, wenn man es umsichtig anstelle, doch noch dem Leben abpressen. Um eine Expedition handele es sich, eine Expedition zu den Gewürzfeldern im Hinterkopf ... Nachdenklich schwappten die Bauern mit dem Bierrest in ihren Gläsern.

»Etwas deutlicher«, sagte Tankstellenbesitzer Perlick, »müssen Sie schon werden.«

Und jetzt rückte mein Onkel mit einem Vorschlag heraus, der sofort einhellige Zustimmung fand.

Eine geodätische Fachgruppe, am gleichen Abend gegründet (und besetzt mit Manfred Stössel, Tischler Intemann, Altbauer Besch), nahm bereits am folgenden Tag Kontakt zum Landesvermessungsamt auf. Das Antwortschreiben bat um Vorausüberweisung einer beträchtlichen Schutzgebühr. Die Gruppe entschied darauf, dass Rolf Perlick die hintere Tür seiner Reparaturgarage nicht nur an den Wochenenden, sondern zusätzlich an drei Mittwochabenden angelehnt lassen sollte. In so dichter Folge schlichen die Männer hinüber, um in dem nach Sprühlack und Öl riechenden Duster die *Große Kontoeröffnung in der südlichen Filiale der Raiffeisenkasse* vorzunehmen, dass schon am zweiten Mittwochabend die erforderliche Summe zusammen war. Wenige Tage später lieferte Silke Perlick mit der Pickelhaube ein Paket voller Messtischkarten im Gasthof Adler ab. Mit rotem Filzstift wurde Apfeldorf auf diesen Blättern in gleichmäßige Planquadrate eingeteilt. Und in hektographierten Anschreiben (ich selbst habe heimlich mitgeholfen, die Briefe auf dem Wachsmatrizenapparat in unserem Gemeindebüro abziehen) wurde jedem gehfähigen Bewohner eins der Quadrate zugewiesen; zusammen mit der Aufforderung, am Abend des einunddreißigsten Juli pünktlich um 23 Uhr 50 Stellung zu beziehen. Alle diejenigen, deren Standplatz auf umbauten Raum fiel, wurden gebeten, in jener Nacht die Fenster zu öffnen, damit sie die per Megaphon erfolgenden Anweisungen hören konnten.

Die gesamte Pfarrersfamilie, auch Schwester Ella und Diakon Heinz, hatte mein Onkel vorsorglich von der Adressenliste gestrichen; sogar die vier Herren des Gemeindevorstands waren ausgeklammert. Dennoch unterzog mein Vater, von seelsorgerischen Ahnungen getrieben, mehrere Oblatenbäckerinnen einer verschärften Gewissensprüfung. Und als er selbst bei Louise Fraisen und der alten Steinhofbäuerin auf unklar davonkriechende Antworten stieß, entschloss er sich zum Gegenangriff. Sämtliche kirchlichen Gruppen (Bibelkreis, Nähkreis, beide Konfirmandenjahrgänge, gemischter Chor) wurden für den Abend des einunddreißigsten Juli in den Pfarrhof beordert. Mein Onkel und die geodätische Fachgruppe versuchten, in einer sofort einberufenen Not-sitzung, den Kräfteverlust aufzufangen. Die Planquadrate auf den Messtischblättern wurden, diesmal mit grünem Filzstift, erheblich erweitert.

Und nach zählen, den gesamten Papiervorrat des Adlerwirts aufzählenden Berechnungen (kurz vor Mitternacht wurde noch der zwölfjährige Herbert Stössel hinzugezogen, der in unserer Schule als mathematisches Genie galt), nach nochmaligen Messungen mit dem verbogenen Trommelsextanten wurde der Zeitpunkt, an dem die nicht in Kirche und Pfarrhaus beorderten Dörfler ihre Standorte beziehen sollten, auf 23 Uhr 44 vorverlegt.

Über unserem Esstisch aber hing für den Rest des Juli eine dunkelgelb gefärbte, leise vor sich hingrummelnde Wolke aus Misstrauen und Eifersucht.

»Sage deinem Bruder«, zischte mein Vater zwischen Hauptmahlzeit und Süßspeise, »dieses ebenso unverschämte wie niederträchtige Grinsen schickt sich nicht für einen ehemaligen Gottesdiener.«

»Sage deinem Mann«, gab mein Onkel zurück, »beim Essen pflege ich nicht zu grinsen. Das würde die Geschmacksnerven unter Spannung setzen und mir den Genuss verderben.«

»Chm!« machte meine Mutter.

Aber diesmal reichte ihr Warnlaut nicht, um die Streithähne zu beruhigen.

»Und siehe«, murmelte mein Vater, »da ging ein Rauch auf vom Lande wie ein Rauch vom Ofen.«

Die biblische Drohung erläuternd wendete mein Onkel sich an uns Kinder:

»Mose 1, Kapitel 19, Vers 28. Man hätte besser diese Stelle nehmen sollen: *Siehe, es kommen Wasser herauf von Mitternacht, dass die Leute werden schreien und alle Einwohner im Lande heulen.*«

Mein Vater konnte die Anerkennung in seiner Stimme nicht ganz unterdrücken:

»Jeremia 47, Vers 2. Allerdings unsauber zitiert.«

Am Abend des einunddreißigsten Juli geht rund um das Pfarrhaus ein aufgeregtes Gewusel und Gerenne los. Weil nicht alle Gruppen in Kirche und Konfirmandensaal Platz haben, ist der Nähkreis in unserem Wohnzimmer einquartiert. Unter Aufsicht meiner Mutter müssen Hanna Stickle, die Fraisenbäuerin (die eigentlich lieber bei der Sondersitzung der Oblatenbäcker mitmachen würde), Susanne Poppinga und noch dreivier andere Frauen weiterhäkeln, weiterstricken an den Säuglingshäubchen und Topflapenbergen für die Heidenfamilien in der Dürrerepublik Tschad.

Der gemischte Chor, wie immer auf der Empore übend, wird von Diakon Heinz hinausgesteuert auf die Strophenozeane lutherischer Choräle. Die Tonleiter höher und höher kletternd, aus der Kehle aufwärts bis unter die Hirnschale, flehen Alt- und Sopranstimmen:

»Herr zermalme, brich, vernichte
alle Macht der Finsternis ...«

Der von Erna Przyrembel angeführte Tenor und der Bass respondieren, indem man in Spiralen durch die Brustgewölbe abwärts kreist:

» ... unterwirf sie dem Gerichte,
mach des Sieges uns gewiss.«

Nachdem Heinz die Pedalhölzer der Orgel einmal runter-, dann wieder raufgetrippelt ist, kehren auch die tiefen Stimmen aus den Verliesen der Magengrube in obere Stockwerke zurück:

»Heb uns aus dem Staub der Sünden,
wirf die Schlangenbrut hinaus ... «

Vor Sehnsucht kreischend fallen die Frauen ein, reißen nun sogar Erna Przyrembel und die Männer in die Kopfstimme hinauf:

» ... lass uns wahre Freiheit finden
droben in des Vaters Haus.«

Im Saal zwischen Kirche und Pfarrhaus müssen die beiden Konfirmandenjahrgänge ohne Unterbrechung die zehn *WAS IST DAS* herunterrattern. Immer wenn sie beim letzten Gebot mit *des Nächsten Weib, Gesinde oder Vieh* angelangt sind, die man unter keinen Umständen abspannen, abdrängen oder abwendig machen dürfe (vielmehr seien Mensch und Tier anzuhalten, dort zu bleiben, wo sie hingehören, und zu tun, was sie schuldig sind), immer dann steht mein mit Talar und Beffchen bekleideter Vater in der Tür, um die Litanei erneut auf den Weg zu schicken. Und während die Kinder sich ein weiteres Mal durch den Katechismus leiern, saust der Lenker der frommen Maschinerie in die übrigen Räume, um Anwesenheit und Fleiß seiner Schäfchen zu überprüfen.

»Halt, Sie halten sofort an! Ich befehle es im Namen des Herrn!«

Jeder im Pfarrhof kann den Ruf hören. Und jeder weiß, dass er nur Schwester Ella gelten kann. Wahrscheinlich hat sie, das Emaillebecken auf den Gepäckträger geklemmt, über die Kirchstraße davonradeln wollen, um dem hartbäuchigen Altbauer Besch Erleichterung zu verschaffen. Immer macht sie es so, wenn die Stunde des Bibelkreises naht.

»Ich habe Ihnen aufgetragen, die heutige Sitzung zu leiten.«
»Ich kann die Leute nicht finden.«
»Sie tagen ausnahmsweise in der Sakristei, das wissen Sie genau.«
»Aber Sie sind immer noch beim ersten Buch Mose. Das alles ist so lange her.«
»Das heutige Treffen läuft außerhalb der Reihe. Wählen Sie einen Text, der sogar Ihre Ohren erreicht.«

Meine Schwester Friederike und ich sind an diesem Abend ebenfalls den Oblatenbäckern zugeteilt (während unser Bruder Michael unter den Tenorstimmen auf der Kirchenempore steht). Wie eine Gefangene wird Schwester Ella zu uns gestoßen.

Und fast wirkt es wie eine zusätzliche Strafe, als SPARladenbesitzer Poppinga ihr die Ersatzbibel überreicht, die in dem muffig riechenden Raum immer bereit liegt.

Die neue Gruppenleiterin schlägt den Band an einer beliebigen Stelle auf.

»Wir sprechen heute abend über das Buch Nahum.«
Und leiernd beginnt sie vorzulesen:
»*Der Herr ist ein eifriger Gott und ein Rächer, ja, ein Rächer ist der Herr und zornig.*«

Da in diesem Moment das rot eingeheizte Gesicht meines Vaters hereinschaut, fällt ihm, ohne dass er begreift, was da vorgeht, die beschriebene Rolle zu.

»*Er ist der Herr*«, ruft Schwester Ella, und plötzlich ist mehr Schwung in ihrer Stimme, »*des Weg in Wetter und Sturm ist und Gewölke der Staub unter seinen Füßen.*«

Aber die durch das Chorgetöse herüberwehende Konfirmandenlitanei ist schon wieder bei des Nächsten Weibgesindeodervieh angelangt; mein Vater muss kehrtmachen, um Gebot eins auf die Schiene zu setzen: *Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.* Zeit genug für Schwester Ella, den Oblatenbäckern vorzuschlagen, dass man den Inhalt des Buches Nahum szenisch nachspielen könnte.

»Erst wenn Arme und Beine die Weisheit der Propheten in sich aufnehmen«, behauptet sie (Friederike und ich haben den Eindruck, sie öffnet die Stimme meines Vaters nach), »schmecken wir die Majestät des Herrn.«

Schnell ist die Gruppe aufgeteilt in die Bewohner des unterdrückten Jerusalem und die stolzen, aber todgeweihten Besitzer aus der Assyrierhauptstadt Ninive. Ganz von selbst ergibt sich, dass der Erste Gemeindevorsteher Otto Lehner die Rolle des Heidenkönigs Assurbanipal übernimmt, der seine schnaubbärtigen Truppen, seine Kampfelefanten und die wie Blitze einherfahrenden Streitwagen von den Ufern des Tigris bis an den Jordan gelenkt hat. Mit heldisch durchgedrücktem Rücken schleudert das Judenmädchen Ella dem Tyrannen ihre aufmüpfigen Flüche ins Gesicht:

»Von dir ist gekommen der Schalksrat, der Böses wider den Herrn gedachte, aber wider dich hat der Herr geboten, dass deines Namens kein Same mehr – «

Gerade hat der Mann mit den Zentnersacklungen sie gepackt, um mit schänderischer Gewalt zu beweisen, dass er sehr wohl imstande ist, das Fortleben seines Namens zu sichern, da erscheint mein Vater wieder in der Tür.

»Siehe«, keucht Schwester Ella über die Bibel gebeugt, »auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten, der den Frieden verkündigt.«

Sie schüttelt den Diakonissenrock, der unter Assurbanipals Attacke nach oben gerutscht ist, züchtig zurecht. Aber eigentlich klingt ihre Stimme enttäuscht, als sie mit einem an Otto Lehner herabwandernden Blick feststellt:

»Es wird der Arge nicht mehr über mich kommen, er ist ganz ausgerottet.«

Da der Bibelkreis nach wie vor mit frommen Verrichtungen beschäftigt scheint, entschließt mein Vater sich zu einem Abstecher ins Pfarrhaus, um den dort sitzenden Damen die zentralafrikanische Kälte zu schildern, die von Christenhänden gestrickte Handschuhe und Wollschals geradezu unentbehrlich macht.

Da die Zahl der Oblatenbäcker für eine szenische Darstellung des Buches Nahum nicht ausreicht, muss Lieselotte Brück ganz alleine das alle Horizonte überschwemmende Heer der Meder verkörpern. Ihr zur Seite stehen, in Gestalt von Gisela Ehle, die Reiterscharen Babylons. Und der Angriff der beiden Bäuerinnen auf die Assyrierhauptstadt Ninive bringt dem fast schon in die Knie gezwungenen Juda endlich die bitter nötige Entlastung. Otto Lehner, bislang unumschränkter Herrscher über das von künstlichen Teichen und hängenden Gärten umkränzte Ninive, zur Zeit aber auf Raubzug im fernen Jerusalem, ist plötzlich ohne Nachschub.

Von zwei zischenden, spuckenden, babylonisch keifenden Frauen wird er gegen den Sakristeischrank gepresst. Und als er einen Ausbruchversuch in Richtung Tür unternimmt, stellt SPARladenbesitzer Poppinga ihm ein Bein. Flach knallt der Assyrikerkönig auf die Bodenziegel.

»Doch werden sie fallen, wo sie hinauswollen«, zitiert das Judenmädchen Ella triumphierend.

Auf die nächste Seite der stockfleckigen Ersatzbibel blättern und fährt sie fort:

»Die Tore an den Wassern werden geöffnet, und der Palast wird untergehen. Die Königin wird gefangen weggeführt werden und ihre Jungfrauen werden seufzen wie die Tauben und an ihre Brust schlagen.«

Mit einem rachelüsternen Blick auf Horst Poppinga reibt der Lehnerbauer sich die Knie. Die einzige Jungfrau in der Partei der Assyrier jedoch, die siebzehnjährige Angelika Brück, weigert sich, ihre Bluse zu öffnen und mit den Fäusten gegen die nackte Haut zu trommeln. Kurz entschlossen (und obwohl sie eigentlich zum Volk Juda gehört) übernimmt Schwester Ella auch diesen Part.

Mit einem schnellen Schulterruck hat sie die Stola abgeworfen, abwärts wandernde Finger knöpfen das Diakonissenschwarz bis zur Hüfte auf, das darunter erscheinende Leinenhemd rutscht fast von alleine hinterher.

»Aiju, aiju!« schreit sie klagend.

Um den Männerblicken, die gierig auf die entblößten Zwiebeltürme der Gemeindeschwester starren, wieder eine andere Richtung zu geben, beugt die aus Babylon ans Ufer des Tigris gezogene Gisela Ehle sich über den Text:

»So raubet nun Silber, raubet Gold! Denn hier ist der Schätze kein Ende und die Menge aller köstlichen Kleinode.«

Berauscht von dem Anblick, den sonst nur mein Onkel genießen darf, wenn aus der Dachstube des Fraisenhofs ein wehes Schnauben über Apfeldorf geht, drängen Meder und babylonische Reiter, drängt auch das Volk Juda die Heerscharen des Tyrannen Assurbabipal endgültig beiseite.

Die Türen des Sakristeischranks splintern. Und schon verschwinden der Abendmahlskelch, das Oblatenkästchen, der silberne Teller (von dem mein Vater am Oster- oder Pfingstsonntag die wässrig schmeckenden Scheiben in andächtig aufgerissene Mün-der schiebt) unter den Bauernjoppen.

Selten wohl ist in unserer Gemeinde ein Bibeltext mit so viel Hingabe nachempfunden worden. Trotzdem haben wir den ganzen Abend über mit halbem Ohr nach draußen gehorcht. Und als die Kirchturmuhr Viertel vor Zwölf schlägt, wird es ohne jede Verabredung still in der Sakristei. Mein Vater rast heran. Er sieht die ätนาstrammen Zwiebeltürme der Tochter Ninives (die zugleich ein aufmüpfiges Judenmädchen ist), reißt das Textbuch an sich, wählt mit treffsicherem Predigerblick einen Vers gegen Ende des Buches Nahum:

»Das alles ist um der großen Hurerei willen der schönen, lieben Hure, die mit Zauberei umgeht, die mit ihrer Hurerei die Heiden und mit ihrer Zauberei Land und Leute zu Knechten gemacht hat.«

Gerade will er zu einer die Ohren versengenden Auslegung der Epistel ansetzen, da hört er, dass auch der gemischte Chor auf der Kirchenempore, dass sogar die WAS IST DAS-Litanei im Konfirmandensaal verstummt ist. Aufheulend machte er kehrt, um wenigstens diejenigen anzufeuern, von denen er sich einen wirksameren akustischen Schirm gegen das von außen heranbrandende Teufelswerk verspricht. Tatsächlich leben Choraljubel und Katechismusgelei noch einmal auf. Als jedoch weit entfernt (vom Balkon des Gasthofs Adler?) die durch Megaphon verstärkte Stimme meines Onkels zu hören ist, lassen Neugier und Glaubensschwäche den Widerstand auf dem Pfarrhof endgültig zusammenbrechen.

»Freunde!« quäkt mein Onkel. »Was wir heute Abend vorhaben, das hat es noch nie gegeben. Jedenfalls nicht in der von mündlicher Überlieferung oder Geschichtsschreibung erfassten Zeit. Wir wollen unser Dorf durchs Weltall drehen. Glaubt mir, das ist nicht einfach. Aber eine geodätische Fachgruppe, bestehend aus Tischler Intemann, Manfred Stössel und Altbauer Besch, hat alles durchgerechnet. Der erst zwölfjährige, mathematisch aber äußerst begabte Herbert Stössel hat dabei geholfen. Es könnte also klappen. Und ihr werdet sehen, es lohnt sich. Wir gewinnen, wenn wir nichts falsch machen, eine zusätzliche Nacht für unser Dorf. Eine Nacht, die in keinem Kalender steht. Die es nur dieses Jahr gibt. Und die, wenn sie zu Ende ist, da anschließt, wo sie begonnen hat. Alles was in den nächsten Stunden geschieht, ist hinterher ungeschehen. Und doch haben wir es erlebt. Denkt daran und verschenkt nichts.«

Unsere einzige Verbindung nach außen war das schräggekippte Sakristeifenster dicht unter der Decke. Alle starrten zu der Luke hinauf. Von der Kirchenempore, aus dem Konfirmandensaal, aus dem ganzen Dorf ringsum war kein Laut mehr zu hören. Sogar die Tiere in den Ställen und draußen auf den Weiden schienen zu spüren, dass die Zeit plötzlich langsamer floss; so als ahnte sie die Staumauer, auf die sie in knapp einer Viertelstunde auflaufen sollte.

Ich erkläre jetzt«, fängt mein Onkel wieder an, »was ihr zu tun habt. Und weil ich weiß, dass Bibelkreis, Nähkreis, Konfirmandenstunde und Kirchenchor auch zuhören, sage ich: Macht alle mit! Um so eher sind wir am Ziel.«

Ja, er scheint tatsächlich den Giebelbalkon des Gasthofs Adler als Kommandobrücke gewählt zu haben; auf keinem anderen Standplatz wäre er für die in der Sakristei versammelten Oblatenbäcker so gut zu verstehen.

»Die bereits erwähnte geodätische Fachgruppe«, quäkt die Megaphonstimme, »hat in den letzten Stunden zusammen mit einigen Hilfskräften das gesamte Dorf in Planquadrate eingeteilt. Wir haben dafür den Vorrat an geriebener Kreide aufgebraucht, den wir in der Holzbaracke neben dem Sportplatz gefunden haben. Otto Lehner wird uns verzeihen.«

Der neben mir in der Sakristei stehende Erste Gemeindevorsteher, der zugleich Vorsitzender des Sportvereins ist, saugt Luft in die Zentnersacklungen, schleudert sie gleich darauf mit dreivier schmerzhaften Niesern wieder raus. Die übrigen Oblatenbäcker zischen wütend, da sie kein Wort meines Onkels versäumen wollen.

»Jedes der Planquadrate hat eine Nummer bekommen. Ich selbst habe das, zusammen mit unserem jungen mathematischen Genie Herbert Stössel, eben nochmal überprüft. Aus Briefen, die wir euch vor einigen Wochen zugeschickt haben, wisst ihr, welches Quadrat euch zugeteilt ist. Ich gehe davon aus, dass in diesem Moment jeder, ich sage: jeder!, in seinem Quadrat Stellung bezogen hat. Das ist wichtig, damit das Dorf nicht in Schräglage gerät, wenn wir alle jetzt langsam, ganzganz langsam in die Knie gehen. Und langsam, ganzganz langsam die Beine wieder strecken. Und langsam, ganz langsam in die Knie! Und langsam, ganz langsam strecken! Langsam in die Knie, strecken! In die Knie! Strecken!«

In der Sakristei ist es Schwester Ella, die als erste die Anweisungen meines Onkels befolgt. Mit Daumen und Zeigefinger beider Hände den Diakonissenrock lüpfend, sackt sie langsam runter, kommt wieder hoch, sackt runter, kommt hoch. Und mit Blick auf die immer noch freigelegten, jetzt vielversprechend wippenden Zwiebelturmspitzen vor ihrer Brust macht einer nach dem anderen mit, auch Friederike, auch ich.

Weiterhin ist es still im Dorf. Nur die Megaphonstimme bellt (mit offenbar exakt vorausberechneter Beschleunigung) ihre Kommandos über Dächer, Höfe, Straßen, Plätze. Und als mein Onkel sicher sein kann, dass der Rhythmus uns inzwischen ins Blut gefahren ist, schickt er eine zusätzliche Erläuterung nach:

»Damit keiner sich überflüssige Sorgen macht! Die geodätische Fachgruppe hat selbstverständlich berücksichtigt, dass die Bewegungsenergie sich rund um das Pfarrhaus zurzeit besonders ballt. Genau am anderen Ende von Apfeldorf, auf dem Gelände der Kernschen Holzmühle, haben wir die Planquadrate entsprechend kleiner gemacht; außerdem sind die kräftigsten Männer dorthin beordert, zum Beispiel Josef Stückle, Rüdiger Schenk und Max Fraisen. Also weiter, Leute! In die Knie, strecken! In die Knie, strecken!«

Für uns in der Sakristei ist das Kippfenster dicht unter der Decke die einzige Verbindung nach draußen. Dennoch meinen wir zu spüren, wie (über den gesamten nachtdunklen Ort verteilt) die auf und nieder gehenden Leiber langsam aus der Puste kommen. Aber nicht der schneller gehende Atem der Dörfler scheint das Ächzen und Knarren, dieses Sausen und Pfeifen zu bewirken, das immer unüberhörbarer durch die Luft fährt. Vielmehr beginnen die Häuser, Scheunen und Ställe, die Bäume und selbst die blanken Erde zu vibrieren, zu schieben, zu schwanken. Die Menschen in Kirche und Pfarrhaus, gewiss auch die in den Kreidequadraten da draußen, merken die Bewegung unter sich, sie horchen mit den Fußsohlen in den Boden. Fühlen, dass Pflanzenwurzeln, Steinadern, Geröllformationen sich zu lockern beginnen. In die eine, dann in die andere Richtung verrutschen. Kieselschichten knirschen. Unterirdische Hohlräume dröhnen. Grundwasser schwappt. Alle Laubkronen auf dem Friedhof und in den Obstgärten ringsum rauschen im Fahrtwind. Die von den anderen Geräuschen fast schon übertönten Kommandos meines Onkels sind

längst überflüssig geworden. Die in Kniebeugen auf und nieder Turnenden wissen selbst, in welchem Moment sie dem inzwischen merklich schaukelnden Dorf den zusätzlichen Schwung geben müssen, der den Pendelschlag noch weiter auseinanderzieht.

Man findet, nach der anfänglichen Benommenheit, die Sprache wieder. Man jubelt, lacht, stimmt ohne nähere Verabredung einen vielkehligen Heulton an. Immer dann setzt er ein, wenn das Dorf am Ende einer Pendelfahrt in die entgegengesetzte Richtung umschwenkt. Er schwillt an, wenn das abermals niedersausende Dorf Geschwindigkeit aufnimmt. Und abrupt bricht er ab, wenn am gegenüberliegenden Wendepunkt durch gemeinsames Hochschnellen der Leiber ein neuer Kraftstoß auf den Boden übertragen werden muss, damit die Schaukel noch einige Meter höher in die Nacht schießt. Stephanus und Magdalena, die beiden Glocken im Turm, haben zu läuten begonnen, ohne dass jemand an den außen herabbaumelnden Seilen zieht. Die Tür zwischen Sakristei und Kirchenschiff klappt abwechselnd auf und zu, und im Hoch- und Niedergehen können die Oblatenbäcker beobachten, wie mein Vater, auf dem gewebten Teppich vor dem Altar stehend, ebenfalls heftig turnt. Allerdings versucht er es in der Gegenrichtung: Immer wenn wir uns in der Hocke befinden, steht er aufrecht; wenn wir hochschnellen, sinkt er in die Knie. Ganz alleine, und auf die Unterstützung seiner Gemeindegeliebten nicht mehr bauend, will er das mehr und mehr in Fahrt kommende Dorf bremsen. Aber diesmal reicht seine Kraft nicht aus. Kirche und Pfarrhaus, Nähkreis und Konfirmanden, gemischter Chor und Oblatenbäcker, sogar seine Frau, seine Kinder und er selbst sausen mit. Immer wilder. Fast bis zum Überschlag. Und genau als die Turmuhr Mitternacht läutet, da ist es soweit. Das Dorf dreht sich einmal kopfüber. Wir alle schlüpfen durch den von meinem Onkel entdeckten Zeitspalt. Die plattgewalzten Gewürzfelder in unserem Hinterkopf richten sich auf und blühen und blühen.

Schon in den ersten Sekunden des zweiunddreißigsten Juli wechselte mein Bruder Michael auf den Teil der Empore, der eigentlich für ihn gesperrt war. Sehr früh, wenn ich es richtig erinnere: mit elf Jahren, war er in den Stimmbruch geraten. Und

sofort hatte Diakon Heinz ihn auf die rechte Flanke des Kirchenchors verbannt, damit der kaukasische Bass von Rüdiger Schenk, natürlich auch der Tenor von Erna Przyrembel, das unmusikalische Kratzen und Knurren in Michaels Kehle überdeckten. Nun also kehrte er, den neben der Orgelbank stehenden Chorleiter unterwegs mit der Schulter anrempelnd, zu Sopran und Alt zurück und fasste der Adlerwirtin an die Brust. Schon seit längerer Zeit hatte er den Verdacht, das kleine mechanische Räderwerk, das die Frauen in ihren Brüsten verstecken, könne nicht bloß für die Milchabgabe gedacht sein. In abendlichen Geschwistergesprächen (während des Zähneputzens im Badezimmer, bei ausgeschaltetem Licht von Bett zu Bett) hatte er die These vertreten, diesen vor Kinderaugen so sorgfältig verborgenen Beuteln müsse auch Musik zu entlocken sein; vorausgesetzt, man geht mit dem hinreichenden Maß an Neugier und Zärtlichkeit auf sie los. Alle Mitglieder des Kirchenchors hörten es nun: Ruhig in Michaels Hand liegend, klimperte die Brust der Adlerwirtin die Melodie von Beethovens *An Elise*. Einen zweiten Versuch unternahm mein Bruder an der Brust von Ursula Kölsch, diesmal war *Leise schwebt das Glück vorüber* von Emmerich Kálmán zu hören. In der linken Brust der jungen Steinhofbäuerin wurden *Die verzauberten Hirsche* von Bela Bartók aufgeweckt, in der rechten das *Lied der Walddraube* von Arnold Schönberg. Und so ging es weiter. Man hörte *Sag zum Abschied leise Servus* von Peter Kreuder und *Nun komm, der Heiden Heiland*, Nummer zweiundsechzig aus Bachs Kantaten des zweiten Leipziger Jahrgangs.

Sopran- und Altsängerinnen, natürlich auch die aus dem Tenor herüberkommende Erna Przyrembel, erdrückten meinen Bruder fast:

»Hier!«

»Meine, jetzt meine!«

»Die linke auch!«

Manchmal gab es Schwierigkeiten. Zum Beispiel bei Hilde Klebow, die bereits siebzehn der Molkereigenossenschaft entwendete Kontobücher mit ihren weltentsagenden Gedichten gefüllt hatte (DIE GELBEN GEDICHTE, DIE LILA GEDICHTE, zur Zeit brütete sie an DIE SILBERGRAUEN GEDICHTE, ZWEITER TEIL), oder bei Irmtraut Pürschel, deren Mann die Abende und Wochenenden lieber mit der Sau Marianne verbrachte. Michael musste das hoffnungsleere Fleisch pressen und walken, ehe es an sich glaubte.

In anderen Brüsten blieben die Melodien nach wenigen Takten stecken und wollten erneut auf den Weg gebracht werden. Bald aber war das Kirchenschiff bis unter das Gewölbe angefüllt mit *Hummelflug* und *Israelsbrünnlein*, mit *Suse, liebe Suse* und *Glöckchen des Eremiten*, alles durcheinander. Auch die Frauen des Bibelkreises stürmten die Empore. Und in Schwester Ellas immer noch freigelegten Zwiebeltürmen erwachte links Joseph Haydns *Feldparthie*, gespielt vom Bläserensemble der Buderuswerke unter der Leitung von Wilhelm Winter, rechts das *Festliche Präludium für Großes Orchester und Orgel, Opus 61, zur Einweihung des Wiener Konzerthauses* von Richard Strauss.

Diejenigen Mädchen und Frauen, deren Brust ohne Stocken musizierte, liefen nach draußen, um alle mithören zu lassen; das wiederum lockte andere in die Kirche. Stunde um Stunde musste Michael anfassen, streicheln, in hohlen Handflächen wärmen, mit den Lippen hauchenpustensaugen, bis endlich das ganze Dorf in Klängen erstoff. Aus den Büschen am Haspelsee, wo die Liebespaare lagen, klingelte und harfte, fiedelte und trommelte es. Im Tanzsaal des Adler drehte man sich im Takt des *Glühwürmchenwalzers*, der aus den rotmassierten Elefantinnenbrüsten von Ute Perlick dröhnte.

Und vergebens versuchte man, den Titel des Ländlers zu erraten, der tief unten und ganz ganz leise in den schon mit Totenwasser gefüllten Hängesäckchen der alten Steinhofbäuerin zu hören war. Selbst die Damen des Nähkreises, die unter Aufsicht meiner Mutter fleißig weitergehäkelt hatten, während das Dorf überkopf ging, schlichen jetzt eine nach der anderen hinaus, um aus den Händen meines Bruders den tönenden Segen zu empfangen, so dass auch unser Wohnzimmer bald vollgestopft war mit *Trockene Blume* von Franz Schubert, mit der Ouvertüre zu *Leichte Kavallerie* von Franz von Suppé, mit den *Katzenwiegenliedern* von Igor Strawinsky.

»Komm her!«

Das soll meine Mutter gesagt haben, als Michael gegen Morgen erschöpft (aber mit betrunken glänzenden Augen?) im Pfarrhaus erschien. Sie führte seine Hand an ihre Brust, und sofort brauste sie los, die darin eingebaute Orgel: *Walts Gott, mein Werk ich lasse* von Melchior Ziegenspeck, in der Vertonung von Heinrich Schütz.

Niemand wollte später den Bäuerinnen im Nähkreis glauben, dass sie während der gesamten Nacht vom einunddreißigsten auf den zweiunddreißigsten Juli an die frierenden Heidenkinder in der afrikanischen Zentralrepublik Tschad gedacht hatten.

In dem Missionskorb jedenfalls, der die fertiggestellten Stricksachen aufnahm, lagen am nächsten Vormittag befremdliche Kreationen. Vierbeinige Strampelhöschen etwa. Kreisrund gestrickte Wolltöpfe, die allenfalls als Hausschuhe für Elefanten einen Sinn machten. Gesteppte Schnauzenwärmer, an Atem- und Sehschlitzen mit Kreuzstich verbrämt. Locker gehäkelte Schläuche, für außerordentlich dehnbare Glieder gedacht und am unteren Ende mit einem in zwei Kammern geteilten Säckchen versehen.

Die Vermutung liegt nahe, dass (die Kirchstraße herauf? durch all das von meinem Bruder Michael verursachte Harfen und Fiedeln und Trommeln hindurch?) die Geräusche aus dem Doktorhaus bis in unser Wohnzimmer gelangt waren und die Nadeln der Strickerinnen auf Abwege gelenkt hatten.

Bald nach Mitternacht nämlich wanderte, unter Gekicher und andeutenden Ellenbogenstößen, die Nachricht durchs Dorf, in dem zur Zeit unbewohnten Haus von Dr. Faist tue sich was. Wer dem Gerücht nachging, der fand die Eingangstür aufgebrochen. Niemand hatte es bisher für nötig gehalten, einen der Lichtschalter zu betätigen (oder hatte der Arzt vor seiner unfreiwilligen Abreise die Sicherungen rausgeschraubt?).

Dem beißenden Gewürzduft, der jedem Eintretenden die Hirnschale anhob, ließ sich entnehmen, dass schon viele Neugierige in den einundzwanzig Zimmern, auf Treppen und Fluren herumtappten.

Ich selbst bin zusammen mit meinen Freunden Bastian Visser und Kalle Fraisen erst gegen Morgen an dem (immer noch schmatzenden? aus allen Fenstern keuchenden?) Haus vorbeigekommen; auch hat die eifersüchtige Zeit ja gleich am ersten August den Spalt wieder zugeschwemmt, der für die Dauer einer Nacht in ihr aufgerissen war (eigentlich konnte sich schon bald nach Sonnenaufgang niemand mehr so richtig erinnern).

Aber die paar Korkenreste, die noch einige Tage länger auf der Zeitoberfläche tanzten, in den SPARladengesprächen, am Stammtisch im Adler, die reichten aus, sich ein Bild zu machen.

Etwa eine Stunde nach dem großen Überschlag muss plötzlich ein Kamelschrei durchs Doktorhaus gegangen sein. So verdurstet, dass alle stillhalten, um hinauszuhorchen in die Wüsten-
nacht. Mehrere behaupteten später, sie hätten meinen Onkel erkannt; Altbauer Besch meinte sogar, er habe nach Schwester Ella gebrüllt. Nochmal der Schrei, der jedem in die Mitte des Kopfes fährt. Hoch oben unterm Dach muss das Tier sich aufhalten; in den seit Jahrzehnten nicht mehr benutzten Mägdekammern vielleicht. Und ganz vom anderen Ende des Hauses, aus Waschküche oder Heizungskeller, kommt Antwort. Die zweite Stimme, manche wollten später Gertraud Witt, die denkmalsüchtige Frau des Bürgermeisters herausgehört haben, bietet dem durstigen Artgenossen Wasser an: Komm her, sagt sie ohne Worte, sauf dich voll! Hilfeschreiend und lockend nähern die Kamelgeschwister sich, die Treppen heraufherab, durch lichtlose Zimmer, um all die unpraktischen Ecken im Doktorhaus herum. Doch die beiden haben noch längst nicht zueinandergefunden, da fallen andere Tierstimmen ein. Walter Przyrembel, denke ich mir, versucht es mit einem Quaken, Magda Petersen mit einem Fauchen, der junge Steinhofbauer mit einem Wiehern. Jeder ist bemüht, in dem nun anhebenden Balzkoncert den Ruf zu orten, der zu seinem passt. Wenn ein Gurren oder Grunzen überhaupt keine Antwort findet, dann wechselt man einfach über in ein Fiepen oder Röhren, das im nächsten Stockwerk ebenfalls einsam ist. Dann kriecht oder hoppelt, galoppiert oder flattert man aufeinander zu. Niemand scheint sich darüber zu wundern, dass in dem engen Geschiebe nicht Menschenhaut oder Joppenstoffe vorübergleiten, sondern dampfende Felle, Schuppenpanzer, sogar Stachel- und Federkleider. Auch der Boden soll sich verändert haben. Man sackt plötzlich bis zum Knöchel in sonnenheißen Savannensand, man durchwaten Bäche oder morastige Tümpel. Im Schlafzimmer von Dr. Faist spüren die Füße (Hufe? Pfoten? Klauen? Pranken?) schneidendes Pampasgras unter sich; das angrenzende Bad ist ausgelegt mit einem Teppich aus Laub oder Tannennadeln. Ringelschwänze und feuchte Rüssel schlagen den durchs Duster Drängelnden ins Gesicht. Der Visserbäuerin wird von einem vorbeischleichenden Leopard ein Stück Hüfte herausgebissen; noch Tage später behauptete sie, das Tier habe nach einer Mischung aus Quark und Desinfektionslauge gerochen, ein Duft, wie er im ganzen Dorf nur dem Molkereibeauftragten Klebow anhaftet.

Immer wenn ein Paar (die Stimmen der später Erzählenden wurden jetzt feucht und schnell), immer wenn das gleiche Meckern, Kläffen, Blöken zueinandergefunden hat, bespringt, beschlägt, beschält man sich, ohne dass es einer näheren Verabredung bedarf. Hermann Kölsch hält mit behaarten Läufen die Flanken der verwitweten Schwester von Rüdiger Schenk umklammert. Angela Lehner lässt es sich gefallen, dass der Stösselbauer wieder und wieder mit dem Schnabel in ihr Kopfgefieder hackt. Ein einziges Gurgeln, Röcheln, Schäumen muss jetzt die Stockwerke angefüllt haben. Die kämpfenden Knäuel donnern Stühle und schwere Tische gegen Wände oder Geschirrschränke. Alle Fußbodenbretter, sogar die Deckenbalken beginnen, in ein ungewohntes Wippen versetzt, zu knarren, zu jaulen, als seien die Fasern in ihrem Innern zum Zerreißen gespannt. Es kommt zu zoologischen Verirrungen; das Lamaweibchen stürzt sich auf den Tiger, die Ziege auf den Goldhamster. Bloß unter Verrenkungen, mit Gekicher oder auch Schmerzgestöhn, gelingt es, die von der Natur gar nicht füreinander bestimmten Liebeswerkzeuge zusammenzufahren. Kriechendes, trabendes, fliegendes Getier muss sich zu unentwirrbaren Knäueln ineinandergekitelt haben. Die aus allen Poren und Drüsen schießenden Gewürzsekrete lassen die Augen tränen. Speichel tropft, Schleim spritzt aus den bebenden, kurz erschlaffenden, erneut in Zuckung verfallenden Gliedergebirgen. Ein Wurm!, soll plötzlich Gisela Ehle gerufen haben, ein endloser Wurm treibe sich hier im Dunkeln rum und mache sich überall ran! Erika Götte meint, an den Vorderläufen eines über ihr hechelnden Nashorns die auf zwei Stummel heruntergehoelten Ringfinger von Tischler Intemann zu erkennen. Doch bevor sie protestieren kann, schiebt sich eine nach Kümmel schmeckende Raspelzunge in ihren Mund. Aus den unteren Öffnungen einer im Behandlungsstuhl von Dr. Faist liegenden Schimpansin (die Kniekehlen hat sie in die dafür vorgesehenen Aluminiumbügel gelegt?) fahren bläuliche Flammen. Brandgeruch und Liebesqualm steigt durch das Treppenhaus bis unters Dach, quillt aus den beim großen Überschlag nach oben geklappten Kippfenstern, so als habe das Doktorhaus sich in eine mit Dampftrieb versehene Arche Noah verwandelt, die jeden Moment aufbrechen wird zur Fahrt in die Römerau. Bis kurz vor Morgengrauen miaut und iah, kikerikit und kekerekekst es hinter den steinernen Bordwänden.

Ihr alle, die ihr nicht dabeigewesen seid in der Nacht vom einunddreißigsten auf den zweiunddreißigsten Juli, ihr tut mir leid. Nie habt ihr erlebt, wie plötzlich aus den Ohren ringsum der Gewürzdampf schießt. Wie in den Köpfen die bisher ungenutzten Hälften aufwachen, wo die Radschläger und Seiltänzer wohnen, die sich schon gar nicht mehr auf die Hauptstraßen da oben wagen, weil wir sie ja doch gleich nach Hause schicken.

Wie wollt ihr begreifen, was passiert ist in dieser nach Schnittlauch und Vanille duftenden Nacht?

Die achtjährigen Steinhofzwillinge haben sich in das leere Elternhaus geschlichen und unten im Keller den Heizofenmotor angeworfen. Ohne anzuecken steuerten sie den Fachwerkbau über Mühlstraße und Kappenweg hinaus in die Römerau.

Stunden später erst fand man das Gebäude wieder, friedlich am Dorfrand dümpelnd. Ein hineingeschickter Spätrupp stieß im ersten Stock auf die beiden Ausreißer; in verrenkter Stellung und laut schnarchend lagen sie auf den Holzbohlen.

Als man sie mit Ohrfeigen und viel Bohnenkaffee aus maulwurfstiefer Bewusstlosigkeit heraufgeholt hatte, da murmelten sie unverständliches Zeug von Achselsalben und nachtfahrenden Weibern.

Vor den Konfirmanden im Pfarrsaal ratterte Diakon Heinz den zweiten Brief des Apostels Paulus an die Korinther rückwärts herunter: *Nema nella chue tim ies*. Vor Lachen ganz atemleer und mit Augen, die im Staunen fast aus dem Gesicht sprangen, starrten die Kinder ihn an, als er gleich noch die Weihnachtsgeschichte nach Matthäus, dann auch die Geschichte des Hauptmanns von Kapernaum rückwärts hinterherschickte.

Tambourmajor Siegfried Timmermann und Dickschädel Josef Stückle saßen auf den ausgedienten Schlauchrollen hinter dem Spritzenhaus und dachten über die vierundfünfzig Verkleidungen der Wahrheit nach.

»Jaja!« murmelte der Stücklebauer.

Ein Riss ging durch sein Gesicht, und der Tambourmajor sah zu, wie eine Handvoll Semmelbrösel auf den Schoß und zwischen die Schuhe seines Gegenübers rieselte.

»Jaja!« murmelte nun auch Siegfried Timmermann.

Noch als wir Kinder mit Holunderstöcken in den gelben Krümeln stocherten (die inzwischen bis zu den Schultern der beiden reichten, nur die Köpfe ragten noch heraus), da glaubten die Männer, der Antwort ganz nah zu sein.

Ursula Kölsch, in deren Brust ein Bariton ununterbrochen *Leise schwebt das Glück vorüber* von Emmerich Kálmán sang, schloss mitten in der Nacht die Melkanlage an ihre Kühe an. Wer ihn hinunterschluckte, den nach Stechapfel schmeckenden Saft, der in Stößen in die Blechkannen spülte, dem wurde weit hinter den Augen. Max Fraisen, Altbauer Besch und noch einige mehr saßen auf den Brennholzscheiten, die bis in Fensterhöhe rings um den Kölschhof gestapelt waren. Mit von innen angeleuchteten Gesichtern erzählten sie den Vorbeikommenden von ihren Kopfreisen zu den atmenden Moscheen der heiligen Stadt Quom, von den bergan gehenden Stromschnellen des Paracutaflusses, von den sprechenden Bäumen auf dem Planeten Gur.

Die mit Elefantinnengliedern ausgestattete Ute Perlick hatte über dem Hintereingang der Tankstellengarage eine rote Laterne befestigt. Zusammen mit meinen Freunden Bastian Visser und Kalle Fraisen beobachtete ich, wie König Assurbanipal, den aus der Sakristei gestohlenen Abendmahlskelch unter der Joppe, in das nach Gummi und Altöl riechende Duster schlich.

Andächtig hörten wir dem Rauschen und Sieden und Prasseln und Zischen da drinnen zu. Und als der Gemartete wieder auf die Straße torkelte, von oben bis unten durchnässt, mit angesengten Hosenbeinen und aus dem Gesäß blutend, da hängten wir uns als Spottfahne an ihn. Den Abendmahlskelch hatte Otto Lehner als Bezahlung in der Garage gelassen.

Erna Przyrembel, die zweite Frau des schönen Walter, und die junge Steinhofbäuerin fanden an der westlichen Friedhofsmauer, gleich neben dem Haufen aus verwelkten Trauerkränzen, den Eingang zu der unterirdischen Höhle, in der die Bücher der Zukunft ausliegen. Zurückgekehrt schnitt Erna Przyrembel ihrem zweijährigen Sohn mit einer Heckenschere die Kehle durch. Sie hatte da unten gelesen, dass er neunzehn Jahre später, bei einem Überfall auf die Raiffeisenbank im Nachbardorf, dem Filialleiter mit einer Brechstange den Schädel zertrümmern wird.

Einige wollen gesehen haben, aber dafür kann ich mich nicht verbürgen, dass plötzlich der verrückte Dr. Faist die Kirchstraße heraufgeschlichen ist. In weißer Anstaltskleidung, so als sei er der Wache vor der Schlafsaaltür entwischt, habe er im Phloxbeet vor unserem Wohnzimmerfenster gestanden und meiner Mutter ein Zeichen gegeben. Dann aber gingen die von den Damen des Nähkreises ausgestreuten Gerüchte auseinander.

Irmtraut Pürschel behauptete, die beiden hätten zusammen auf der Schaukel im Hof gesessen, und der Fahrtwind habe das Kleid der Frau Pfarrer weit über die Knie hinaufrutschen lassen. Die alte Steinhofbäuerin hingegen meinte, dem Fremden sei in der Küche lediglich eine Schale Rote Grütze vorgesetzt worden; möglicherweise habe es sich auch gar nicht um den Dorfarzt gehandelt, sondern um den ehemaligen Bankdirektor Paul Schomerus, jedenfalls habe er eine Art Geweih oder eine aus Blech zu rechtgebogene Krone getragen.

Silke Besch, die ja eigentlich noch Silke Perlick hieß, und ihre Schwägerin Jutta, die Mutter von Ute-der-Elefantin, schlachteten Hollo, den Rottweilerrüden vom Stücklehof, der jeden Morgen so lange bellte, dass seine Lippen blau anliefen. Sie strichen das Mark aus dem Rückenknochen des Hundes über drei ineinandergesteckte Staubsaugerrohre, und als sie sich probenhalber daraufsetzten, hob das Fahrzeug vom Boden ab, trug sie, den Rücken voran, in Richtung Kappenzipfel. Durch das Fernglas meines Onkels beobachteten Max Fraisen und Margot Schenk, wie dort oben ein Feuer angezündet wurde. Fremdartige Wesen gesellten sich zu den beiden Frauen, von Schultern bis Fersen behaart und beim Sprung durch die Flammen eine Gelenkigkeit zeigend, zu der Menschenkörper nicht fähig sind.

Mit meinen Freunden Bastian Visser und Kalle Fraisen (König Asurbanipal hatten wir inzwischen aus den Augen verloren) drang ich in die Tischlerei ein, deren Besitzer ja in Gestalt eines Nashorns durchs Doktorhaus tobte. Unter dem Schuhabstreifer vor der Küchentür fanden wir den Schlüssel zum Lagerschuppen, den Theo Intemann immer versperrt hielt. Aufgebockt auf einem Stapel Fichtensbretter, fertig gelackt und innen mit weißer Seide ausgeschlagen, war dort ein Sarg versteckt. Obwohl die alte Steinhofbäuerin noch lebte, waren ihre Initialen schon ins Deckelholz geschnitzt, und im

oberen Drittel war eine Bodenvertiefung eingebaut, in der ihr Buckel die letzte Ruhe finden sollte. In Kopfhöhe war ein Mikrofon eingebaut, über das die Tote sich melden konnte, falls sie ihre Brille auch im Jenseits brauchte. Zu dritt schleppten wir das Boot über die Kirchstraße zum Haspelsee. Zwei Bratpfannen aus der Pfarrküche als Ruder benutzend schipperten wir hinaus auf das julischwarze, in Karpfenträumen blubbernde Wasser.

»Hallo, ihr Seeleute!« rief Schwester Ella aus der Luft herab.

Sie saß auf der Spitze eines riesigen Fleischwurms, der aus dem Doktorhaus, dann am Stösselhof und am Vorgarten von Bürgermeister Witt vorbei bis zu ihr in die Sakristei gekrochen war. Mit den freigelegten Zwiebeltürmen die Luft spaltend, das immer noch aufgeschlagene Buch Nahum auf den Knien, wurde sie in weiten Kreisen über den Haspelgrund im Westen und über die Römerau im Osten des Dorfes getragen.

»Achtung, der Kirchturm!« rief Bastian Visser.

Erst im letzten Moment hob der Wurm seine Last höher. Der Fahrtwind ließ Stephanus und Magdalena kurz anschlagen. Und dann hörten wir weit entfernt über den Weißmoorwiesen dieses wehe Schnauben. Wie ein Wüstensturm fuhr es über Friedhofsmauer und Pfarrgartenzaun bis in den Konfirmandensaal, wo Diakon Heinz gerade den vierten Brief an die Galater rückwärts herunterrasselte, nun aber ins Stottern geriet, weil die Eifersucht mit dicken Blasen seine Kehle verstopfte.

Horst Poppinga und Ursula Kölsch trafen sich unter der Linde gegenüber dem Gasthof Adler, um die von ihnen erlebten Liebesgeschichten auszutauschen. Die Geschichte der Kölschbäuerin war in Weihnachtspapier mit aufgedruckten Tannenzweigen verpackt und mit einer roten Schleife umwickelt, die Geschichte von Horst Poppinga steckte in einer Plastiktüte der Firma SPAR. Aufgeregt liefen beide nach Hause, schnupperten und lauschten erst einmal an dem fremden Leben, bevor sie es wagten, mit Händen danach zu greifen. Voller Entsetzen hörte Ursula Kölsch, wie der Lebensmittelhändler am Grund der Tüte mit würdigen Worten den schönen Walter Przyrembel anhimmelte. Horst Poppinga wiederum, der sich von Ursulas Hochzeitsabend anregende Eindrücke erhofft hatte, fand in dem Weihnachtspapier nur eine verschrumpelte, grün gefrorene Stunde, die lange vor Mitternacht zu Ende gegangen war.

Gegen vier Uhr morgens ist aus dem Stall des Pürschelhofes ein blutiger Schrei zu hören gewesen. Von der Bootsfahrt zurückgekehrt, kletterten Kalle Fraisen, Bastian Visser und ich auf eine umgekippte Schubkarre, schauten von außen durch das spinnwebblinde Stallfenster. Der in seine Sau Marianne vernarrte Pürschelbauer hatte das auf dem Rücken liegende Tier von der Kehle bis zu den hinteren Öffnungen aufgeschlitzt. Wie ein Kind in der Krippe, so lag er jetzt zwischen den zuckenden Innereien. Mit den Zähnen verbiss, mit den Händen krallte er sich in das geliebte Fleisch.

Benso wie die Damen des Nähkreises, die unter Aufsicht meiner Mutter vierbeinige Strampelhöschen und mit Kreuzstich verzierte Schnauzenwärmer anfertigten, hat auch mein Vater während der Nacht vom einunddreißigsten auf den zweiunddreißigsten Juli den Pfarrhof nie verlassen. Später glaubten einige sich zu erinnern, die Adlerwirtin habe abgewartet, bis das von meinem Bruder Michael aufgeweckte *An Elise* in ihrer Brust verklungen war, dann sei sie von der Chorempore herabgestiegen, um sich (aber war sie nicht auch in Gestalt einer Schimpansin im Behandlungstuhl von Dr. Faist gesehen worden?) neben den gedemütigt auf einer Altarstufe hockenden Gemeindegirten zu setzen.

»Aba, mein Vater, meine Seele ist betrübt bis an den Tod«, habe der sonst so zornige und standfeste Mann gewimmert, »ists möglich, so gehe dieser Kelch von mir.«

Mit energischem Griff habe die Adlerwirtin seinen Kopf in ihre alles niederschwemmenden Hüften gedrückt. Das Taschentuch, das sie mit Hilfe eines Gummibands unter dem Blusenärmel aufzubewahren pflegte, sei über den schweißnassen Nacken des Verzwiefelten gefahren.

Später dann habe sie leise und immer wieder den *Dreifachen Marienrost* gesummt. Und obwohl das ja ein katholisches Gebet sei, habe es den innerlich bratenden Herrn Pfarrer von außen her so abgekühlt, dass er das Martyrium des Abfalls seiner Gemeinde zu durchleiden vermochte, ohne in Asche zu zerfallen. Allerdings habe die Adlerwirtin, so wurde berichtet, im Lauf der Nacht immer matter, sozusagen durchsichtig gewirkt. Wie Schwindsucht sei es von unten her in sie hineingekrochen.

Und gegen Morgen, ihr Gesang sei da schon seidendünn gewesen, habe man vorne im Altarraum nur noch einen an den Rän-

dern verschwimmenden Fleck ausmachen können, ein weißes Glosen von zwar noch lebendiger, aber kaum mit Fleisch und Blut gefüllter Haut. Leer, völlig leer gesaugt habe mein Vater seine Trösterin. Wobei unklar geblieben sei, ob er an ihrem Mund, an ihren Brüsten oder als Vampir an ihrer Hüftarterie gehangen habe. Wie eine der Federn beraubte Kissenhülle sei die Adlerwirtin schließlich über ihn gesunken. Das aber habe dem Oberhirten die Kraft gegeben, ganz alleine (und gerade noch rechtzeitig vor Anbruch der Dämmerung) die Rückkehr des Dorfes zu bewerkstelligen.

Offenbar hat mein Vater, die nun spatzenleichte Adlerwirtin mit dem Fuß beiseite schubsend, auf dem gewebten Altarteppich Stellung bezogen. Langsam, ganzganz langsam ist er in die Knie gegangen und langsam, ganz langsam wieder hoch. Langsam in die Knie, wieder hoch. Und alle im Dorf: die immer noch in Musik schwimmenden Liebespaare am Seeufer, die in Zuckungen übereinandergeschobene Tiergesellschaft bei Dr. Faist, die beiden Semmelbröselhaufen hinter dem Spritzenhaus (die, beim Nachdenken über die vierundfünfzig Verkleidungen der Wahrheit, hin und wieder einen anerkennenden Pfiff ausstoßen?), der in Saufleisch suhlende Pürschelbauer – sie alle sind plötzlich hellwach und horchen in die Erde hinab. Ein Ächzen und Knarren ist tiefunten zu hören. An den Bruchstellen von vorhin knirscht der Kies. Gerade wieder angewachsene Wurzeln reißen sich nochmals los. Grundwasser schwappt; einige Spritzer gelangen, durch plötzlich aufklappende Spalten, bis an die Luft. Die Baumkronen auf dem Friedhof und in allen Obstgärten beginnen zu rauschen, zu flattern, zu knallen im ständig wachsenden Fahrtwind. Weit über den Haspelgrund im Westen, dann über die Römerau im Osten schaukelt das Dorf. Sogar in unserem Wohnzimmer, wo die Damen des Nähkreises die längst schmerzenden Hände nun endlich in den Schoß sinken lassen, ist das Heulen zu hören, mit dem mein Vater sich drüben in der Kirche Mut machen will.

Immer dann setzt es ein, wenn das Dorf am Ende eines Pendelschlags in die entgegengesetzte Richtung schwenkt; es schwillt an, wenn die abermals niedersausende Last Geschwindigkeit aufnimmt; abrupt bricht es ab, wenn am gegenüberliegenden Wendepunkt durch Hochschnellen des Körpers zusätzlicher Druck auf

den Boden übertragen werden muss. Und diesmal ist mein Vater der Stärkere. In umgekehrter Richtung kopfüber gehend kehrt das Dorf in die Zeit zurück. Die Kirchturmuhre tut die letzten Mitternachtsschläge. Die schon in den Betten liegenden Bauern ziehen das Laken hoch, um sich und ihren Sommernachtstraum vor den Mücken zu schützen, die mit durstigen Rüsseln aus dem Uferschilf des Haspelsees herüberschwärmen. Der Adlerwirt setzt die letzten Bummelanten an die Luft. Und auch mein Onkel, wie jede Nacht über seinem großen Racheplan brütend, macht für diesmal Schluss; in Lederpantoffeln schlürft er durch unseren Kinderschlaf, um sich im Badezimmer die Zähne zu putzen.

Der Vormittag des ersten August allerdings hat den Apfeldorfern doch noch einige Rätsel aufgegeben. Diakon Heinz fand im Missionskorb, den er aus unserem Wohnzimmer ins Gemeindebüro übertragen sollte, mehrere eigentümliche Gebilde: Strampelhöschen, denen man zwei Beine zuviel angehängelt hatte, dehnbare Wollschläuche, unten in einem Hängesäckchen endend. Er wollte in der Küche Meldung erstatten, aber vor Aufregung kamen die Sätze rückwärts aus seinem Mund. Und während man noch versuchte, die aus anderen Weltgegenden stammende Sprache zu entschlüsseln, klingelte Jutta Perlick an der Pfarrhaustür.

Unter tausend Entschuldigungen lieferte sie den Abendmahlskelch ab, den sie auf den abgewetzten Ledersitzen in der Tankstellengarage gefunden hatte, eingewickelt in die Lodenjoppe des Ersten Gemeindevorstehers Otto Lehner. Kaum eine halbe Stunde später wurde Schwester Ella (der Dorfarzt war ja seit mehreren Wochen abwesend) in den Gasthof Adler gerufen, wo die Wirtin über eine rätselhafte Biegsamkeit ihrer Glieder klagte. Das Herz, behauptete sie, habe man ihr leergetrunken, nahezu alle wichtigen Knochen hätten sich verwässert und seien davongeflossen. Nach Verabreichung mehrerer Löffel Traubenzuckerelixier jedoch, nach einem stärkenden Vormittagsschlaf, fuhren die alles niederschwemmenden Hüften durch die Gasthofküche wie an jedem Tag. Tischler Intemann wiederum vermisste einen Buchensarg, den er in seinem Lagerschuppen versteckt hatte. Da die alte Steinhofbäuerin ihre letzte Wohnstatt täglich besichtigen wollte, ging er der Schleifspur nach, die über Kirchstraße und Kirchplatz zum Haspelsee führte. Er fand das mit Seide ausgeschlagene Boot friedlich am Uferschilf dümpelnd und brachte es mit seinem RENAULT 4 in die Werkstatt zurück.

»Na, du Nashorn mit der Kümmelzunge!«

Das rief die Göttebäuerin an der Ecke Kappenweg zu Theo Intemann hinüber, als sie ihn beim Ausladen des Sarges erwischte. Beide grinsten. Aber Erika Götte wusste schon nicht mehr so genau, warum ihr der Satz eingefallen war.

Am frühen Nachmittag sprang in der Brust von Louise Fraisen plötzlich die Ouvertüre zu *Leichte Kavallerie* von Franz von Suppé an. Sie kreiste mehrmals um ihren Küchentisch, den sie gerade feucht abgewischt hatte, walzte, das Putztuch immer noch in der Hand, durch den Flur hinaus in den Vorgarten. Mitten auf der Kirchstraße wurde ihr klar, dass der einsame Tanz auf die Nachbarn einen merkwürdigen Eindruck machen musste.

»Pssst!« sagte sie zu ihrer Brust.

Und mit holunderrotem Gesicht begann sie, die Zaunlatten feucht abzuwischen.

Ganze vierzehn Tage später flackerte nochmal ein Echo auf, als Hermann Kölsch in seiner mit Disteln übersäten Kaffeeplantage die Sakristeibibel fand. Der obere Deckel war tief in den Boden gefahren, als sei der Band aus beträchtlicher Höhe abgestürzt; Ameisen und Schnecken hatten Kapitel zwei und drei des Buches Nahum nahezu aufgefressen.

Und im April des folgenden Jahres passierte diese Totgeburt auf dem Hof von Ernst und Lieselotte Brück. Die inzwischen achtzehnjährige Tochter Angelika, munkelte man, müsse im letzten Spätsommer ein Känguruh zwischen ihre Beine gelassen haben. Rüdiger Schenk, der kürzlich eine Dachsfamilie aus seinem Birkenwäldchen vergast, dann präpariert und ausgestopft hatte, nahm das Fellbündel an sich.

Wenige Tage später konnte man ein fremdartiges Wesen, posierlich auf den Hinterläufen sitzend, in der Thekenvitrine des Gasthofs Adler bewundern.

Doch zwischen dem Känguruhbaby und den vierbeinigen Strampelhöschchen im Missionskorb einen Zusammenhang herzustellen, dafür gingen die Gedanken der Dörfler längst wieder einen zu geraden Weg.

»Niemand hat sich die Mühe gemacht, Datum und Quellenangabe auf die Zeitungsausschnitte zu schreiben. Altersgelb, teilweise verknittert und an den Rändern eingerissen, wie es gerade kam in einen alten Schuhkarton gestopft, so sind die Blätter in meinen Besitz gelangt. (...) Und durch sie, nehme ich an, ist man außerhalb Apfeldorfs aufmerksam geworden ... «

Christoph Buggert lässt im Roman *IM VIERTEN ZIMMER DER ZEIT* seinen Chronisten notieren, was niemand auch nur ahnen konnte: Es gibt ein Leben vor dem Tod. Wer daran nicht glauben mag, hat selbst Schuld – oder lebt auf einem anderen Planeten.

Das Universum namens Apfeldorf, das Christoph Buggert mit phantasievoller Feder und kitzelndem Humor beschreibt, liegt gleich nebenan! Doch seine Bewohner verstehen es, der Zeit nicht auf den Leim zu gehen. So wie wir, mit unserem *Apple* auf dem Schoß, in dem Dorf, das wir Welt nennen?

Originalausgabe

© Nachttischbuch, Berlin 2014

Neufassung des Romans *Das Pfarrhaus* (1988) von Christoph Buggert

Alle Rechte liegen beim Autor. Gerichtsstand ist Berlin bzw. Hamburg.
Nachdruck und jegliches Kopieren, auch auszugsweise und digital, ist ohne vorherige, schriftliche Genehmigung des Verlages nicht gestattet und honorarpflichtig.

Illustrationen: Vandam, Jogschies

Fotos: Hadler, Heinrich, Jogschies, Moser

Cover: Vandam, Berlin

Gestaltung: Vandam, Berlin; Druckberatung: Rolf Paysen, Hamburg

Kontakt: info@nachttischbuch.de

Satz: Natibu, Hamburg; Herstellung: Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany

Bibliografische Informationen

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie.

Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at <http://dnb.ddb.de>.

Information bibliographique de Die Deutsche Bibliothek: Die Deutsche Bibliothek a répertorié cette publication dans la Deutsche Nationalbibliografie; les données bibliographiques détaillées peuvent être consultées sur Internet à l'adresse <http://dnb.ddb.de>.

Weitere Informationen unter www.nachttischbuch.de/christoph_buggert.phtml.



ISBN-10: 3-937550-23-2

ISBN-13: 978-3-937550-23-7



„Korrektur einer Kindheit“

Biographische Notizen zu Christoph Buggert

Das schlimmste Gefängnis der Literatur ist die Zensur, das zweit schlimmste die Biographie der Autoren,“ schrieb Christoph Buggert im August 1988.

Da hatte ihn die Zeitschrift *Publik-Forum* gebeten, seinen ersten Roman, *Das Pfarrhaus*, aus dem selben Jahr vorzustellen. „Ich glaube, jeder von uns schleppt neben der realen eine ganz andere Kindheit in sich herum. Eine, die schon damals schiefgegangen ist. Die aber immer noch Signale heraufschickt: ‚Gib mir einen Rest von Sprache!‘“

Christoph Buggert wurde 1937 in Swinemünde geboren. Er wuchs in Stargard/Pommern auf, auch in Halle an der Saale sowie Bremen.



Kindheit und Jugend lagen also schon länger zurück, als er von der Zeitschrift zu seiner Arbeit am *Pfarrhaus*-Buch befragt wurde. „Über die nie ausgelebten Innenwelten wollte ich schreiben, so ehrlich und schamlos wie möglich. ‚Korrektur einer Kindheit‘ – so könnte man dieses Schreibprogramm nennen.“

Ein Gefangener seiner Biographie wollte er nicht werden.

Die Literaturkritikerin Lioba Happel urteilte im *Norddeutschen Rundfunk*: „Maßlos ist der erste Roman Christoph

Buggerts, maßlos in seiner Fabulierlust, maßlos in seinen Tolldreistigkeiten, ein Urwald der Phantasie, ein Sturz kopfüber in die Wonnen des Erzählens für beide: Autor und Leser.“

Dreißig Jahre lang seien „anarchische Gegenwelten“ in ihm gewachsen, schrieb Buggert in *Publik-Forum*. „Nichts wird beschrieben, wie ich es wirklich erlebt habe, alles ist zugewuchert mit hoffentlich sehr phantastischen Übertreibungen. Und doch habe ich das Gefühl, all dies hat mehr mit mir zu tun als die reale Vergangenheit. Erinnerungsliteratur wird ein fruchtloser Museumsdienst, wenn sie nicht die Frage einbezieht: Wie hat die seither vergangene Zeit auf mich eingewirkt?“

Die ‚reale‘ Gegenwart indes war eine andere. Christoph Buggert promovierte 1967 in München mit einer Studie zur Erzähltechnik Adalbert Stifters. Von 1972 bis 1976 war er Hörspiel-Dramaturg am *Bayerischen Rundfunk*, von 1976 bis 2002 Chef der Hörspielabteilung des *Hessischen Rundfunks*. Für ein knappes Jahrzehnt leitete er die Welle *hr2-kultur*. Er gründete mit Michael Krüger, Günter Herburger, Tankred Dorst, Walter Boehlich, Robert Gernhardt, Urs Widmer und anderen die ersten, genossenschaftlich organisierten Autorenbuchhandlungen in München und Frankfurt am Main.

Immer wieder schrieb Christoph Buggert selbst, schon lange vor und lange nach seinem viel beachteten „Erstling“.

Sein Stück *Vor dem Erstickten ein Schrei* wurde 1978 mit dem „Hörspielpreis der Kriegsblinden“ ausgezeichnet; 1983 erhielt er den „Drama Award“ der *British Theatre Association* für seinen, wie es in der Begründung hieß, „typisch englischen Humor“. 1991 folgte der „Morishige Award“ der *Television and Radio Writer's Association of Japan*. Zuletzt wurde sein Hörspiel *Dominio* von der Deutschen Akademie der Darstellenden Künste zum Hörspiel des Monats Juni 2012 gewählt.

Neben rund zwanzig Hörspielen veröffentlichte er drei Romane: *Das Pfarrhaus* (1988), *Lange Reise* (2002) und *Deutschlandbesuch* (2006) sowie Essays zur Radiotheorie.

Zu der hier nun vorliegenden Neufassung seines Romans *Das Pfarrhaus* nach über einem Vierteljahrhundert schreibt Christoph Buggert: „Ich glaube, jeder von uns schleppt neben dem realen Leben ein ganz anderes Leben in sich herum: Was hätte sein können, was hätte sein sollen? Wird es nicht Zeit, diesen unerledigten Realitäten nachzuspüren?“

Eine Wiederveröffentlichung sollte kein „fruchtloser Museumsdienst“ sein, sondern lebendige Literatur, für die Buggert schon so früh eingetreten ist: *Im vierten Zimmer der Zeit* ist daher eine neu arrangierte Fassung.

Pressestimmen



„Wer Freude an Skurrilem und Sinn für bissigen Witz hat, kommt bei diesem Buch auf seine Kosten, und die Bewohner des irgendwo zwischen „Hoffnungskräutern“ gelegenen Nestes Apfeldorf halten den Leser mit ihren Erlebnissen in stetiger Spannung (...) Aber genau das will Buggert wohl auch: entzücken und entsetzen zugleich!“

Mechthild Egen im *SDR-2*, am 4. Mai 1988

„Apfeldorf (mit Pfarrhaus) liegt hinter den sieben Bergen der Lindenstraßen-Trivialität und der Seifenopern-Naivität. (...) Buggert empfiehlt sich mit einer Reise ins Innere, nicht in Innerlichkeit, so ist er nicht sentimental-tröpfelnd, sondern bunt, deftig, wortgewaltig (...) Ein Grund für eine kurzweilige Urlaubslektüre ist der Roman allemal: Für Leser, die den Mut zur Zumutung noch nicht aufgegeben haben.“

Christoph Lindenmeyer im *BR-2*, 1988

„Blasse Männer, geflüchtet aus Büros und Verwaltungen, klemmen sich neben den Pfarrer auf die Kanzel und predigen, unsicher, zum ersten Mal predigen sie selbst, nicht Paragraphen oder Verordnungen. (...) Die Bürohengste wiehern von der Kanzel herab. Den Traum, auf dem Dorf seiner Entfremdung zu entgehen, verkehrt Buggert zum Gelächter über die Entfremdung selbst.“

Arnd Wesemann in *Gießener Anzeiger*, am 6. August 1988